# APOLOGETISCHE BLÄTTER

Mitteilungen des Apologetischen Instituts des Schweizerischen katholischen Volksvereins

Postcheck-Konto VIII 27842 Zürich / Hirschengraben 86

Preis vierteljährlich Fr.2.- Erscheint zweimal monatlich 12-14 seitig.
Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet.

Nr.4 (Zweite Februarnummer) 28. Februar 1941 5. Jahrgang

Inhalt

Erneuerung der Schweiz: Ein Ueberblick (IV.) . . . . . S.41
(C. Die Westschweiz:
1. Nationalsozialistisch orientierte Gruppen u.Personen
2. Reformbestrebungen auf schweizerischer Grundlage )

Mitteilungen:
"Theologische Anthropologie" . . . . . S.47
Korrektur des Urteils über die Kolonisation Südamerikas . . . S.49

Aus Zeitschriften:
"Die Volksbühne" . . . . . S.51

## Erneuerung der Schweiz: Ein Ueberblick.

IV.

### C. Die Westschweiz.

So verschieden scheint uns die Stellung der Westschweiz in der Erneuerungsfrage zu sein, dass wir sie gesondert von den deutschen Erneuerungsbestrebungen behandeln wollen. Freilich soll damit nicht gesagt sein, dass keine Fäden von hüben nach drüben gingen und umgekehrt; es besteht hier sicher keine chinesische Mauer. Es soll ebensowenig gesagt sein, dass sich nun die Westschweiz auch nur punkto Erneuerung als einheitlich Ganzes vorstelle. Die Erneuerungspläne der Westschweiz bilden sogar ein viel bunteres Bild, als es die deutsche Schweiz darstellt. Auf alles -sogar alles Bedeutsame- kann im Rahmen dieses Artikels nicht einmal eingegangen werden. Aber trotzdem spielt die Erneuerung der Westschweiz sich in einer Atmosphäre oder sagen wir in einem Raum ab, der eben ein anderer und letztlich eben doch auch einheitlich anderer ist. Die Tatsache ist bedeutsam. Ein und dasselbe Wort in diesen oder jenen Raum gesprochen, wird als ein a n d e r e s vernommen werden. Was hier Widerhall, freudiges Echo weckt, wird dort vielleicht Befremden oder gar Entrüstung zur Folge haben. Man denke nur an die Wirkung Gonzague de Reynolds. Um objektiv zu bleiben, wird man sich darum auch immer fragen

müssen, aus welchem Raum heraus dies oder jenes gesagt und getan wurde, wie auch ein jeder Redende sich fragen müsste, in welchen Raum er hineinredet. Freilich, es sei nochmals gesagt, sind beides Räume in e i n e m Haus, dem Schweizerhaus.

Man hat schon viel nach den Ursachen dieses Unterschiedes gefragt. Die Antwort ist mit einem Wort kaum zu geben. Die vorwiegend französische Kultur gegenüber der deutschen mag ein Grund sein. Das verhältnismässig späte Hinzutreten vieler Gebiete der Westschweiz zur Eidgenossenschaft ein anderer. Die Minorität, die sich ihrer Eigenart wehren will, vorbeugend, auch wenn sie nicht angegriffen, jedenfalls einen unvergleichlichen Spürsinn für eine wie immer geartete Bedrohung des Föderalismus besitzt, ein dritter. Dies alles gibt der Westschweiz trotz aller Verschiedenheit des Juraasiers vom Genfer und dieses vom Wallisser, trotz allem Andersdenken der Erben Calvins und der Erben Farels oder des Petrus Canisius ein Bewusstsein des speziellen Zusammengehörens. Die aus französischer Kultur und schweizerischer, d.i. bodenständiger, verantwortungsbewusster Art des Kleinstaatlers sich ergebende Mischung hat in das Schweizervolk schon manche Idee geworfen, die der Deutschschweizer nur mühsam, vielleicht auch nie zu formulieren vermocht, jedenfalls vor lauter "wenn" und "aber" zu verwirklichen nicht gewagt hätte.

Zu diesen allgemeinen Gründen treten noch besondere der augenblicklichen Lage. Die Westschweiz erlebte die Schicksale des französischen Nachbarn viel intensiver mit als die Anrainer Deutschlands, sei es im Aufschwung Nicoles in Genf, sei es in der Abkehr vom Sozialismus nach den missglückten Volksfrontexperimenten. Frankreichs Zusammenbruch ist für die Westschweiz nicht nur ideologisch als blasse Erkenntnis, sondern erlebnishaft der Zusammenbruch der Ideen und Ideale der französischen Revolution. Freilich war dies Miterleben keineswegs ein blosses Echo, eine verebbende Welle, ganz im Gegenteil. Während Frankreich noch krisengeschüttelt war, lief die Westschweiz schon meilenweit dem neuen Frankreich in vielen Belangen voraus. Jedenfalls bildet das neue Frankreich keinerlei Bedrohung der Schweiz. Man ist also freier im Entwickeln von Plänen der Erneuerung aus doppeltem Grund: Man hängt viel weniger an den heute sterbenden Idolen, man hat sie sterben "gesehen", und man leidet viel weniger unter der Angst bei jedem Oeffnen der Türe gegenüber der neuen Zeit, möchte sofort ein Feind der Heimat den Fuss in die geöffnete Spalte zwängen. Nach diesen ganz allgemeinen Andeutungen der verschiedenen Räume wollen wir nun an Einzelheiten näher herantreten.

## 1. N a t i o n a l s o z i a l i s t i s c h o r i e n t i e r t e G r u p p e n u n d P e r s o n e n.

Es ist klar, dass eigentlich nationalsozialistische Gruppen in der Westschweiz nicht den Sinn einer Anschlusspropaganda oder Heimkehr in das Reich haben können. Vielmehr liegt ihnen der Gedanke Mussolinis zu Grunde, es gehe heute eine Welle des Totalismus über die Welt, der in jedem Land eine eigene Prägung erhalte.

a) Die älteste heute noch bestehende derartige Bewegung der Westschweiz ist die U n i o n N a t i o n a l e, die Juni 1932 aus der Fusion von l'Ordre Politique National (O.P.N.) mit der "Union de Défense Economique" hervorging. Das Programm war darum wirtschaftlich, wie auch politisch. Man wollte die "gesunden Kräfte" heben: "Familie, Recht auf Arbeit, Privateigentum". Man wandte sich gegen die Parteien, zumal ihre Gesselpolitik; aber auch gegen die Prinzipien der Gleichheit von 1789 und 1848.

Man war gegen Freimaurer und Juden; für eine korporative Ordnung und einen"intransigenten" Föderalismus. Das geistige Haupt war George Oltramare. Nach kurzer Blüte und einzelnen Erfolgen zumal in Genf ging die Union stark zurück. Oltramare begab sich nach Kriegsausbruch nach Berlin und später nach Paris, wo er September 1940 die Redaktion der Zeitung "La France Nouvelle" übernahm. Von der Union Nationale hört man nichts mehr.

b) Die meisten Mitglieder der Union scheinen sich 1940 dem M.N.S.

"M o u v e m e n t  N a t i o n a l  S u i s s e" angeschlossen zu haben, an dessen Spitze ein Dr.Michel stand. Dieser forderte Anpassung an den totalitären Kurs; wandte sich aber ebenso heftig gegen den Kapitalismus mit deutlichen Anzeichen einer Sympathie zu Nicole, dem sowjetistischen Sozialistenführer. Doch bald wandte sich der Mouvement zu den in Nr.1 dieses Jahrgangs beschriebenen N.B.S.-Leuten und schloss sich ihnen an, obgleich seiner Führung nur sehr untergeordneteRollen im N.B.S. eingeräumt wurden. Die Folge war, dass das "Mouvement" zugleich mit seinem Wochenblatt "L'Action nationale" dem Verbot des Bundesrates gegen die N.B.S. vom 19. Nov.1940 zum Opfer fiel.

c) In Fribourg tat sich vor kurzem ein

"B u n d  n a t i o n a l i s t i s c h e r  S c h w e i z e r s t u d e n t e n " auf, der freilich über die Westschweiz hinaus eine gesamtschweizerische Bewegung sein will. Er hat nun schon einen zweiten Programmentwurf von Stapel gelassen. Darin wird dem "Zerrbild egoistischer Parteiinteressen" und der darauf beruhenden "Demokratien", dem "Bürgerstaat" etc. sein unvermeidliches Ende angesagt. Stattdessen wird für je 5 Jahre ein machtvoller Landammann, von beiden Räten gewählt, gefordert. "Das Parlament wird ersetzt durch einen "Wirtschaftsrat" (Volksvertretung) und einen "politischen Rat" (Vertretung der kantonalen Regierungen).Ihre Rechte sind vom Landammann weitgehend beschnitten. "Parteien müssen verschwinden".Freimaurer fliegen auf, Juden sind "Gegenstand besonderer Behandlung". Aussenpolitisch figuriert nur die eine Forderung auf dem Programm:"Schaffung freundschaftlicher Beziehungen mit den drei Nachbarstaaten". Wirtschaftlich soll zum Zentrum der kommenden Wirtschaft Handwerkertum, Mittelstand und Bauerntum werden. Das Spiel der freien Kräfte ist natürlich durch staatlich geplanten Wirtschaftsaufbau zu ersetzen. Vieles ist in dem Programm sehr verschwommen. So heisst es von der Jugenderziehung, sie "ist Aufgabe der Familie. Unter staatlicher Führung wird die Jugend zur Volksgemeinschaft herangebildet".

Es zeichnen für Graubünden Carl Decurtins stud.rer.pol; für die französische Schweiz Marc Antoin Schaub stud.iur. und für die italienische Giuseppe Bosia stud.med.- Wenn auch das ganze Treiben der 30-40 Studenten mehr einem"Kinderspielen" gleicht, so ist es dennoch zu beachten, weil man weiss, mit welcher Freude und Intensität sich die Mitglieder der verbotenen "N.B.S." auf solche Gruppen wie den "B N S" stürzen und sie sich dienstbar machen. Die in der "Nation" angeführte Verherrlichung René Sondereggers und Jakob Schaffners ist nur ein Anzeichen solcher Einflüsse.

d) Es blieben noch einige wenige Einzelgänger zu nennen, wie z.B. in Genf H.L. Servettaz, dessen"L'Homme du peuple, Organe nationaliste de Défense des Classes Moyennes", ein antijüdisches Hetzblatt, sich trotz seiner etwas weniger massiven Tonart im Vergleich zu Julius Streicher in Deutschland keinen grösseren Leserkreis erwerben konnte. Der ehemalige

Schweizer Faschist Fonjallaz, der jetzt vor Gericht steht u.a.,die es aber nicht wert sind, beachtet zu werden. Erwähnt sei nur, dass das 1936 gegründete Redressement national (Aktionsgemeinschaft für nationalen Wiederaufbau), das in vielen Stücken Aehnlichkeit mit den Subventionslosen aufweist, keinerlei nationalsozialistische Färbung zeigt, wie manche Blätter tendenziös behaupten. Freilich war es in letzter Zeit auch sehr wenig aktiv.

2. R e f o r m b e s t r e b u n g e n auf s c h w e i z e r i s c h e r G r u n d l a g e.

Sind somit die landfremden Einflüsse in der Westschweiz bedeutend geringer als in der Inner-, Nord- und Ostschweiz, so ist darum die Erneuerungswelle als Ganzes nicht schwächer, im Gegenteil sogar bedeutend stärker. Man ist sich in den meisten,auch bürgerlichen Parteien,völlig klar, dass eine Revision der Bundesverfassung unumgänglich ist. Ein Beispiel: Schon im August 1940 vernahm man von einem Reformprogramm der Genfer Freisinnigen, worin gefordert wurde: Kräftigung der Stellung des Bundesrates auf Kosten des Nationalrates, Schaffung des Postens eines verantwortlichen Regierungschefs, Abschaffung des Nationalratproporzes, Einschränkung der Rechte der Volksvertretung, Ausbau der Sozialgesetzgebung, Geburtenvermehrung etc. Man denke sich so etwas beispielsweise im Kt.Zürich nicht von einer "Erneuerungsbewegung" oder einem "Bund" vorgetragen, sondern von einer "Partei" und dazu der "freisinnigen" Partei. Sie dringt auf den Abbau sog. freiheitlicher Rechte. Oder man lese die auch in deutscher Uebersetzung erhältliche Broschüre von Nationalrat Henry Valloton "Die Schweiz von morgen". Auch er fordert eine neue Verfassung, Einschränkung der Volksrechte, Erweiterung der Befugnisse des Bundesrates, einen Landammann für 3 Jahre, sogar ein offizielles Pressebüro und eine Zensur mit "schöpferischer Haltung" etc. Valloton aber ist der Chef der waadtländischen Radikalen. Am höchsten sei das Erneuerungsfieber, meinte kürzlich klagend die sozialistische "Berner Tagwacht", bei den Katholisch-Konservativen und zitiert zum Beleg die "Patrie Valaisanne", die eine Erneuerung der gesamten Verfassung "in sehr naher Zukunft" als einzig möglichen Weg bezeichnet. Tatsächlich sind,wenigstens auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet,heute konservative Gedanken in der Erneuerung aller bürgerlichen Parteien und sogar da und dort sozialistischer Gruppen führend geworden.

Suchen wir eine gewisse Grundlinie herauszuschälen. Es ist dem Westschweizer klar, dass der Sozialismus und Liberalismus alten Stiles mit seiner staatlichen Planwirtschaft und Ausschaltung aller natürlichen Zwischenglieder zwischen Staat und Individuum letzten Endes zum Diktaturstaat führen müsse. Er kehrt darum heute -abgesehen natürlich von Nicole und seiner Sozialistischen Föderation der Schweiz- in immer breiter werdender Front zu den natürlichen Gemeinschaften zurück: Familie, Berufsgemeinschaft, Föderalismus. Es ist durchaus verkehrt, wenn in, zumal sozialistischen Blättern des deutschen Sprachgebietes, wie "Volksrecht", "Rote Revue", "Berner Tagwacht", von "kunterbuntem Gemisch" in den Erneuerungsbestrebungen gesprochen wird. Die Gesamtlinie ist äusserst klar: Man kehrt sich vom übertriebenen Individualismus ab, ohne einem Kollektivismus zu verfallen. Man sucht konkrete Wege der Gemeinschaft und zwar nicht in irgend welchen künstlichen Gebilden, sondern in den natürhaften auf Grund eines vernünftigen Ordnungsbildes. Dass dies im allgemeinen nicht Angelenheit irgend einer Gruppe mehr oder weniger ehrgeiziger Personen ist, die zunächst einmal "erneuern" wollen und erst viel später sich fragen, "was" und "wie"; und auch nicht festgefügter Erneuerungsorganisationen, die notwendig immer eine geschlossene Einheit bleiben und so zu Widerspruch reizen, finden wir nur erfreulich. Trotzdem muss auf zwei Bewegungen noch eigens verwiesen werden.

a) Die K o r p o r a t i o n e n b e w e g u n g. Der Gedanke an Berufsgenossenschaften ist in der Schweiz schon sehr alt. Schon 1888-93 beschäftigte sich der damalige schweizerische Gewerbeverein mit dem Problem obligatorischer Berufsgemeinschaften. Es sei ferner nur an die Namen Cornaz, Greulich ("gemischte,paritätische Gewerkschaftskammern") und Reimann erinnert. Man blieb damals ungehört. Besser gesagt, gewisse Versuche wie z.B. in der "Fédération horlogère mixte" wurden durch die geltende Rechtsordnung erwürgt. Seit anderthalb Jahrzehnten beginnt sich jedoch die Westschweiz

dieser Gedanken wieder zu erinnern. Insbesondere aber in den letzten Jahren ist endlich die mühsam bestellte Saat aufgegangen. Allein im Jahr 1939 auf Februar 1940 erwarb die Fédération vaudoise de Corporations 280 neue Mitglieder. Sie konnte ein Institut gründen: "Institut Romand d'Etudes Corporatives" mit dem Zweck der Herausgabe von Broschüren und Büchern über berufsständische Ordnung. Julien Lescaze konnte Oktober 1940 an der Lausanner Tagung von einem kleinen Trüpplein sprechen, das sie noch 1938 gewesen waren; diesmal waren über 100 Delegierte anwesend. Was aber besser als Zahlen die Bedeutung der Bewegung zeigt, ist die Tatsache, dass bei der Lausanner Tagung die Regierungen Genfs, der Waadt, des Wallis und Neuenburgs vertreten waren. Sichtlich gewogen zeigten sich liberale und radikale Kreise zumal Genfs und der Waadt. Aber noch mehr, der Gedanke marschiert über die Organisation hinaus. An der Lausanner Tagung sprach Hr.Berra, Arbeitersekretär in Genf über die Zusammenarbeit mit anders gesinnten Arbeiterorganisationen. Gerade von seiten der roten Gewerkschaften konnte Hr.Berra verschiedene Verstösse in dieser Hinsicht melden. Sie sind bereit für eine Zusammenarbeit zwischen Arbeitgeber und -nehmer, bekennen sich als Anhänger der Familienzulagekassen etc. Man denke nur an die im Gotthardbund erschienene Broschüre über "Berufsgemeinschaft" von Ch.F.Ducommun. Ducommun ist keineswegs Mitglied der Korporationsbewegung, sondern des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes. Die westschweizerische Metall- und Uhrenarbeiterzeitung "La lutte syndicale" hat der Frage der "Communauté professionelle" bereits September 1940 eine Sondernummer gewidmet. Einen Monat später legte sie ein fertiges Projekt "des syndicats ouvriers romands" vor. Man sieht also, der Gedanke der Berufsgemeinschaft ist aus dem Herdfeuer der Korporationen hinausgesprungen wie ein zündender Funke!

Das grosse Hindernis der Bewegung ist die staatliche Gesetzgebung. Mit Recht hat Staatsrat Oscar de Chastonay kürzlich vom Individualismus geschrieben, der unsere Gesetze beseelt, aber nicht mehr zeitgemäss ist. Schon im Jahr 1933 war der Kt.Freiburg mit einem Gesetzesentwurf über das Korporationenwesen hervorgetreten; er drang nicht durch. Eine zweite Vorlage ist auch noch nicht Gesetz geworden.

Im Jahre 1937 sollte in Genf die "Loi Duboule" eine rechtliche Grundlage schaffen für die Ausbreitung der Berufsgemeinschaften. Das Bundesgericht erklärte sie als im Widerspruch zur Bundesverfassung stehend und hob sie auf. Eine abgeänderte Form des Gesetzes (loi Picot) wurde am 1.Dezember 1940 mit schwachem Mehr verworfen. Im Waadtland brachte die Motion Masuata einGesetz in Vorschlag, das "die Organisation der sozialen und wirtschaftlichen Tätigkeit des Kantons Waadt auf der Grundlage von paritätischen und vom Staat unabhängigen Berufsgruppen" ermöglichen soll. Anfangs Februar d.J. hat nun der Neuenburger Staatsrat beschlossen, dass jedes Unternehmen mit staatlichen Aufträgen der in seiner Branche bestehenden Berufsorganisation angeschlossen sein muss - oder sich auf alle Fälle zur Einhaltung der bestehenden Gesamtarbeitsverträge verpflichten muss. Jedes Unternehmen, das auf staatliche Aufträge reflektiert, muss auch im Berufsregister eingetragen sein. Aufträge, die von Gemeinden des Kantons vergeben werden, sollen auch unter diese Bestimmungen fallen. Einzig von seiten der Bundesbehörden ist noch kein Schritt des Entgegenkommens getan worden, es wird aber vermutlich, zumal da diese Gedanken nun auch vornehmlich durch die Tätigkeit des Gotthardbundes auf die deutsche Schweiz überzugreifen beginnen, in nicht allzu grosser Ferne etwas geschehen. Es ist diese Resistenz der Bundesbehörden insofern sogar ein Glück, als dadurch zum wenigsten der Beweis erbracht ist, dass es sich hier um eine Erneuerung nicht von oben, wie sie das autoritäre Frankreich heute versucht und früher Oesterreich versuchte, sondern organisch gewachsen von unten her handelt. Langsam wachsen die neuen Formen, bis sie schliesslich die alten Formen eines sterbenden Geistes beseitigen.

Man hat selbstverständlich gegen diese Bewegung den Vorwurf des Importes und der Imitation nationalsozialistischer Gedanken erhoben. Es kann

auch gar nicht geleugnet werden, dass der Nationalsozialismus ähnliche Forderungen erhoben und auch verwirklicht hat. Dennoch muss gesagt werden, dass erstens, weil der Nationalsozialismus etwas durchgeführt hat, damit noch nicht gesagt ist, die Schweiz dürfte allein darum nichts Aehnliches unternehmen; dass zweitens der Gedanke der Berufsgemeinschaft älter ist als der Nationalsozialismus und aus der gesunden Reaktion gegen eine Zeitkrise entspringt; dass drittens die entscheidende Frage ist, ob durch solche Berufsgemeinschaften der Mensch verstaatlicht wird oder nicht, ob also dieselben nur leben unter dem Diktat des Staates, also eigentlich nicht leben, sondern künstlich erhalten werden, sei es überhaupt zum Schein, sei es, damit sie vielleicht natürliche Wurzeln treiben möchten. Die beiden letzten Wege scheinen uns unschweizerisch, weil diktatmässig erwirkt, der erste hingegen sogar das wirksamste, wenn nicht einzige Mittel, der Szylla und Charybdis Bolschewismus oder Diktatur zu entgehen.

b) Die "L i g u e  V a u d o i s e". In diesem Zusammenhang muss ein Wort über die einzige lebendige, organisierte Erneuerungsbewegung der Westschweiz gesagt sein: die "Ligue Vaudoise". Sie wurde im Jahre 1933, also dem Jahr der ersten Erneuerungswelle in der Schweiz gegründet, macht aber erst in den Jahren der zweiten Welle ihren eigentlichen Eroberungsfeldzug. Ihre Hauptlinie ist nicht leicht herauszufinden, da sie zweifellos Elemente der verschiedensten Herkunft vereint. Der Zirkel "Ordre et tradition", der den Ideen Maurras' huldigt (des Gründers der Action Française), ist zweifellos autoritär orientiert; er forderte am lautesten den "Landamman in gehobener Stellung", die Abschaffung des Nationalrates etc. Vermutlich ist auch auf ihn das im August 1940 viel besprochene Projekt zurückzuführen, das an die Spitze der Schweiz ein Dreierdirektorium zu setzen beabsichtigt. Es geht aber viel zu weit, deshalb bereits Maurras den "Rosenberg" der Ligue Vaudoise zu nennen. Vielmehr bedenke man, dass in der nämlichen Bewegung der föderalistische Gedanke stark ist wie in der ganzen Westschweiz. Ja, dass die Ligue sogar der Opposition gegen gewisse zentralistische Bestrebungen des Bundesrates ihre Entstehung verdankt. Ferner ist in der Ligue der Gedanke der Berufsgemeinschaften sehr stark vertreten, besonders durch das "Grütli", dem einen Organ der Bewegung. Nicht wenige waadtländer Gewerkschaftsvorstände neigen darum zur Ligue oder treten mit ihr in Diskussion, ebenso wie eine Reihe Liberale und Radikale sich der Bewegung angeschlossen haben. An der Spitze der Bewegung steht Regamey. Im ganzen gesehen wird man sagen können, dass die Bewegung, die im Begriff war, besonders in der Zeitung "Nation" sich in einen zum wenigsten im Weg unschweizerisch autoritären und zugleich eng föderalistischen Kurs zu verlieren, jetzt mehr und mehr den organischen Wachstumsgedanken zuneigt. Der Kern der Bewegung scheint uns, soweit wir dies aus der Entfernung beurteilen können, nicht totalitär, sondern organisch subsidiär orientiert zu sein, weshalb über die Bewegung den Stab zu brechen, mindestens voreilig ist.

c) J e a n  M a r i e  M u s y. Noch einer Einzelfigur ist hier zu gedenken, die heute wieder stärker in den Vordergrund zu treten sich bemüht. Jean Marie Musy, a.Bundesrat. Nach den peinlichen Vorfällen mit seinen einstigen Gehilfen Riedweg und Wechlin war es um Musy still geworden. Er tritt heute wieder hervor mit zwei Forderungen: Ueberwindung der parlamentarischen Demokratie und Berufsgemeinschaften.

Von zwei Persönlichkeiten, deren Stimme weit über die Westschweiz und am lautesten auch in das deutsche Sprachgebiet herübertönen, zwei Kündern einer geistigen Schau der neuen Schweiz: Gonzague de Reynold und Denis de Rougemont, haben wir noch nichts geschrieben. Von ihnen in der nächsten Nummer.

(Forts.folgt).

## Mitteilungen

### "Theologische Anthropologie"

Je tiefer der Menschengeist sich selbst zu ergründen sucht, desto unergründlicher wird ihm vielfach das "grande profundum" (die "tiefe Abgründigkeit", wie Augustinus den Menschen nannte). Einseitig "zoologische Anthropologie", Tierkunde von der Species Mensch und der Aufzucht ihrer Rassen, weiss viel vom Tier aber wenig vom Menschen und von dem, was ihn zum Menschen macht. "Psychologische Anthropologie" der letzten zwei Jahrzehnte bemüht sich mit Erfolg um feineres Verstehen konkreter Menschen aus ihrer Verwurzelung in Kosmos, Gemeinschaft, Wertwelt, sie kommt dabei oft bis vor die Tore "metaphysischer Fragen" über Sein und Sinn des Menschen - aber sie fragt dann meistens nicht weiter. Die Form "philosophischer Anthropologie", die in den letzten 15 Jahren am meisten von sich reden machte, predigte in blendender Sprache einen Heroismus-Krampf: der Mensch solle "ja" sagen zur Sinnlosigkeit seines Daseins, da er aus Schicksalstiefen "an das Nichts hin geworfen" sei und nur ein "Sein zum Tode" habe.- Da ist es nicht verwunderlich, wenn heute bald da, bald dort - und keineswegs nur von Theologen - der Ruf nach einer "theologischen Anthropologie" laut wird. Man meint dabei nicht nur eine Zusammenfassung dessen, was die Dogmenlehre vom übernatürlichen Sein des Menschen, von Gnade, Sakramenten usw. zu sagen hat. Auch auf die Fragen des natürlichen wissenschaftlichen Denkens nach dem naturhaften Sein des Menschen soll die Offenbarung allein die Antwort geben, weil der Menschengeist sonst doch nicht zum Verstehen seiner selbst gelangen könne. Die einzige Möglichkeit, über uns etwas auszusagen, sei "die Möglichkeit, dass die Theologie Voraussetzung aller Anthropologie wäre, die Möglichkeit der Offenbarung" (v.d. Leeuw).

Zwei kürzlich erschienene Bücher mögen die Eigenart solchen Suchens nach tieferem Wissen über den Menschen kenntlich machen.

Das erste schrieb der Soziologe und Volkswirtschaftler Leopold v. Wiese (Homo sum, Jena 1945). Er spricht darin zunächst - ein wenig umständlich, aber sorgfältig - von den bekannten Gegensätzen in der Menschennatur, von Leben und Tod, von Leib, Seele und Geist, von der Uebermacht abstrakter Prinzipien und Ideen, mit denen der Zeitgeist die Seele des konkreten Einzelmenschen vergewaltige, und dann fragt er in den beiden packendsten Abschnitten nach der Bedeutung der Gemeinschaft und des Gottsuchens für die Menschenseele. Während seine früheren soziologischen Arbeiten, wie er hervorhebt, den Einzelmenschen sozusagen nur als Kreuzungspunkt mannigfacher, einander überschneidender Sozialbeziehungen kannten, verwahrt er sich jetzt nachdrücklich gegen die Mode, die einzelne Menschenseele nur als "Glied" sozialer Gebilde zu verstehen und zu werten. Sie ist eben nicht nur "Glied"; ihr Bestes, das Geistige, stammt nicht von der Gemeinschaft und ist nicht letztlich nur auf das Etre social hingeordnet. Man kann darum den Teufel des Individualismus nicht durch den Beelzebub eines Kollektivismus austreiben.- Zum innersten Wesen des Menschen hingegen gehört das Gottsuchen. Darum ist es dem unverbogenen Naturmenschen so selbstverständlich, dass er seinen Alltag ganz von -wenn auch primitiven- religiösen Ideen durchwirkt sein lasse und auch der "metaphysische Leichtsinn" des Zivilisationsmenschen von heute, der das Gottsuchen vergass, kann nur eine vorübergehende Zeitkrankheit sein.

Gotts u c h e n gehört zum Wesen des Menschen, aber nicht ohne weiteres Gottf i n d e n. Wiese skizziert einige Typen von Menschen, die Gott nicht finden. Bei manchen ist es sicher die "Herzensträgheit", die Verstricktheit in irdische Genuss- und Machtlust, die sie Gott nicht einmal suchen lässt. Religiosität, die nur Produkt der Umwelt ist, wird mühelos abgestreift, sobald der Mensch in andere Umgebung kommt und irdisch satt wird. Es gibt aber auch andere Typen: an ihrer Religion Enttäuschte, die nicht mehr zu hoffen wagen, dass sie im Glauben den Frieden finden können. Es gibt "Thomasnaturen" -man soll sie nicht verachten-, die glauben möchten und nicht können. Ihrem "misstrauischen Verstand ist der Zweifel mit der Kraft eines Instinktes eigen". Schliesslich nennt Wiese noch den "buddhistischen Zweifel" - er spricht etwas bizarr von "Unglauben aus Religiosität" - von Menschen, die erst in der Ueberwindung jeglichen Verlangens, auch des Verlangens nach Ruhe in Gott, die Höhe der Vollendung im Nirwana erwarten. Die grösste und aktuellste Gefahr aber droht dem Gottsuchen aus der spezifisch modernen Form der Diesseitigkeit. Die "mannigfache Ablenkung des Geistes auf die soziale Aussenwelt" erschwert die "Sammlung des Gemütes, die das Suchen Gottes erfordert", und die Diesseitswerte werden selbst mit dem Glanz des Religiösen und Göttlichen umkleidet. Die "Unsicherheit aller Interpretationsversuche des Uebersinnlichen" - richtiger würde es heissen: die wesentliche Dunkelheit des Glaubens - wird stärker empfunden als ehedem. Statt aller Spekulation über Jenseitiges scheint es dem Menschen dann "bisweilen ehrlicher, kraftvoller, womöglich nobler, die irdische Existenz ins Ueberpersönliche zu erhöhen, ... in der über Jahrtausende hinausragenden Zukunft von Volk, Rasse, Menschheit ein greifbareres und für die Zucht zur Selbstlosigkeit brauchbareres Ziel zu sehen". "Gott suchen heisst nunmehr an der Vorbereitung einer vollkommeneren Zukunft unserer Nachkommen auf Erden mitzuwirken". Es geht um eine "ernstgemeinte Vergottung" sozialer Gebilde.

Für die Erreichung wertvoller Diesseitsziele wäre das nicht nötig, und der zum Verstummen gebrachte Gott wird vielleicht einmal umso vernehmlicher das "Seid verflucht" sprechen. Die bleibende Unvollendung alles Irdischen weist auf die Zugehörigkeit des Menschen zu Gott und zum Jenseitigen, wo allein die Rätsel des Menschseins sich entwirren können. Aber- : gibt es diesen Gott, von dem allein aus das Rätsel des menschlichen Seins enträtselt werden könnte? Kann die Wissenschaft ihn finden? Hier bleibt der Verfasser im "Ignoramus" stecken. Und während die einen ihm sagen: der Mensch sei "ein Gelächter, toller Unsinn", die anderen: der Mensch sei ein Kind Gottes, an das Gott denke", schliesst er das ernsthafte Sucherbuch mit der zerquälten Frage: "Warum hast Du mich, o Schöpfer, so ratlos zwischen Wissen und Nichtwissen gestellt?"

Kühner in der Annahme des Jenseitigen und reich an geistvollen Einzelheiten, aber weniger sorgfältig im Begründen und im klaren Abgrenzen der Begriffe ist das Buch des niederländischen Vertreters vergleichender Religionsforschung, G e r a r d u s v a n d e r L e e u w: Der Mensch und die Religion (Basel 1941). Er baut auf der Lehre auf, Anthropologie setze Theologie voraus. Aus sich allein und aus seiner irdischen Umwelt lässt sich der Mensch in seinem innersten Wesen nicht verstehen. Aus sich allein heraus nicht, weil er ja ständig mit der Welt verknüpft ist und stets daran, sich an sie zu verausgaben. Aus der Umwelt nicht, weil er von dieser noch viel weniger weiss, wie von sich selbst; (von der Welt kennt er nur das Netz der Theorien, die er über ihre Wirklichkeit gespannt hat). Wesentlicher als alle Gegensätze von Leben und Tod, Leib und Seele, Innen- und Aussenleben, ist für den Menschen seine Form der "Kreatürlichkeit", seines"Bild-Gottes-Seins",

und dieses hinwieder kann nur vom göttlichen Urbild selbst her verstanden werden. Theologie als "Wissenschaft" aber kann uns zu solchem Verstehen nicht hinführen. Denn ihre Gottesbilder sind ja notwendigerweise alle vermenschlicht, bizarre Bilder oder leblose Abstraktionen. Gott muss sich selbst uns zeigen, wenn wir uns, als sein Bild, verstehen sollen. Er offenbart sich im Bild des Gottmenschen. Und "wir erkennen auch uns selbst nicht anders, als durch Jesus Christus" (Pascal). Das Bild des Gottmenschen aber, das uns die Bibel, die "grossartigste Anthropologie", zeichnet, ist das Bild des"Entäusserten", des Gekreuzigten. In diesem erkennt und begreift endlich der Mensch sein eigenes innerstes Sein als wesentlich "in der Flucht vor Gott, in seiner Strafe, in der Schuld" befindlich, durch und durch der Sünde und dem Fluch verfallen. Das ist die Antwort auf sein tiefstes Fragen nach seinem Dasein und nach seiner Stellung im Weltganzen. Im Schluss wird versöhnend hinzugefügt, dass wir "in Christus gerichtet und gerettet, schuldig und versöhnt" sind, "unserer Nacktheit bewusst,und er ist unser Kleid".

Es ist etwas Erschütterndes in dem Düster dieser Versuche, von Gott her in "theologischer Anthropologie" das Sein des Menschen zu begreifen. Müsste doch auch van der Leeuws Buch logischerweise im "Ignoramus" stehen bleiben. Denn auch die Offenbarung Gottes in Christus kann der Mensch doch nur auf seine "anthropologische Weise" aufnehmen, und v.d.Leeuw zeigt keinen Weg aus natürlichem Wissen zur Gewissheit, dass Gott ist und spricht und sich in Christus offenbart und dass nicht alles Glauben wieder Täuschung und Vermenschlichung von Göttlichem ist? -

Neu ist die Idee einer "theologischen Anthropologie" nicht. In gewissem Sinn findet sie sich schon in der vorchristlichen Philosophie Platons, mehr noch bei Plotin, dessen Psychologie Rückwege des Menschen zur Gottheit sucht. Ganz anders aber und gewaltiger ist die theologische Anthropologie A u g u s t i n s. Sie verbindet tiefstes Denken mit Glut des Erlebens, Bewusstsein menschlicher Sündigkeit mit dem Bewusstsein, dass alles Sein von Gott und darum gut ist. Und vor allem: sie hat die Zweifelskrankheit überwunden und bleibt darum weder im "Ignoramus", noch in übersteigertem Supranaturalismus stecken. Sie verbindet mit der Zuversicht des natürlichen Denkens auf seine Kraft zum Ergründen des Naturhaften und zum ersten Finden Gottes das freudig-demütige Staunen des Gläubigen, der alles kleine Geschöpfliche zugleich im grossen Lichte Gottes, des sich offenbarenden, zu schauen vermag.

---

## Korrektur des Urteils über die Kolonisation Südamerikas?

Die Beurteilung der Kolonisation Südamerikas durch die spanischen und portugiesischen "Conquistadores" ist auch in katholischen Kreisen meist sehr streng. Die Namen von Cortez und Pizarro sind für immer mit der Erinnerung an Blut und Gewalt befleckt. Aber auch den späteren Kolonisten wirft man Ausbeutung und Unterdrückung der Eingeborenen vor, selbst wenn man die Anstrengungen der Kirche und der Krone für eine Besserung der Zustände anerkennt. Umso bemerkenswerter ist das Urteil einer e n g l i s c h e n Studiengruppe des "Royal Institute of International affairs", deren gründlicher Bericht vor einiger Zeit auch in deutscher Sprache erschienen ist ("Südamerika". Goldmann, Leipzig). Es heisst hier: "Der Einfluss der Kirche und die Gefügigkeit der Bewohner des Inkareiches milderten immerhin die rücksichtlose Gewalttätigkeit der Eroberung einigermassen und unterschieden sie von

der angelsächsischen Besetzung Nordamerikas, die zu einer erbarmungslosen, beinahe restlosen Ausrottung der dortigen Indianer führte. In Südamerika taufte man die Eingeborenen, und mit der Zeit wurden Heiraten zwischen Spaniern und Indianern üblich. Ueberdies wuchs sich die Sklaverei im Süden nicht zu solch einem grässlichen sozialen Uebel aus wie in Nordamerika" (S.89).

Während heute die Eingeborenen Nordamerikas auf wenige "Reservate" beschränkt und im Aussterben begriffen sind, bilden sie in den Anden-Staaten Peru, Ecuador und Bolivien 50%, die Mischlinge 35 und die Weissen nur 15 % der Bevölkerung und erreichen allmählich, wie auch in Mexiko, immer grösseren Einfluss. Vor dem grossen Einwandererstrom im letzten Jahrhundert bildeten die 10 Millionen Indianer (um 1800) "noch die Masse der Bevölkerung" des Kontinents. Bevölkerungspolitisch steht die iberische Kolonisation also weit über der späteren Besiedlung der nordamerikanischen Gebiete. Die englischen Gelehrten nennen in diesem Zusammenhang die Kirche den "wichtigsten Faktor im kolonialen Aufbau" (S.96) und finden für die Leistungen der Missonare in Paraguay, am Oriniko und anderorts volle Anerkennung.

Was nun das eigentliche spanische Kolonialsystem angeht, so erhält es trotz seiner Starrheit und seiner Mängel einen starken Entlastungszeugen in der Geschichte des letzten Jahrhunderts. Es zeigt sich, dass die "befreite" südamerikanische Bevölkerung seit 1820 das "spanische Joch" mit dem Joch einheimischer Diktatoren vertauschte, ohne dafür lange Zeit hindurch grössere Vorteile zu erringen. Nach den Unabhängigkeitskriegen wurden die militärischen Caudillos zu politischen Führern, sammelten Parteien, beherrschten mit ihren bewaffneten Banden das Land und halfen der Sache, die ihnen am meisten behagte. "Sobald die Caudillos zur höchsten Macht gelangten, waren ihre Methoden fast gleich; sie hielten sich durch diktatorische Massnahmen wie gewaltsame Unterdrückung der Opposition, Aufhebung verfassungsmässiger Rechte, Auflösung gesetzgebender Körperschaften und in letzter Instanz, indem sie ihre Amtszeit verlängern oder einen gefügigen Nachfolger wählen liessen, der sich im Sinne der herrschen Clique betätigte" (S.113). Der grosse Freiheitsheld Bolivar hatte am Ende seines Lebens diese Entwicklung vorausgesehen: "Diese Länder werden in die Hände der zügellosen Masse und später in die Gewalt kleiner Tyrannen aller Rassen und Farben fallen, die jeden Verbrechens fähig, auf grausame Weise beseitigt werden... Und tausend Revolutionen werden tausend widerrechtliche Aneignungen der Macht notwendig machen". Wirklich erlebte Venezuela im 19. Jahrhundert 52 Revolutionen, Kolumbien 27 Bürgerkriege und Bolivien sogar mehr als 60 Staatsstreiche. Revolutionen wurden im politischen Leben Südamerikas "beinahe das Normale, wenn sie auch nur selten grössere soziale Störungen verursachten" (ebd.).

Der letzte Satz wird durch die weiteren Ausführungen des Werkes indessen korrigiert. Der paraguayische Krieg von 1864 bis 1870, den "der Ehrgeiz eines Caudillo verursachte" (S.115), bewirkte, dass die Einwohnerzahl des Landes von 1,3 Millionen innerhalb 8 Jahre auf nur 221,079 Menschen sank, von denen nicht einmal 30,000 erwachsene Männer, dafür mehr als 100,000 Frauen waren. "Alle rüstigen Männer fielen im Krieg"! (S.116).

Argentinien bezahlte die Herstellung seiner politischen Einheit und die Niederwerfung örtlicher Führer mit der Diktatur Rosas, der allein durch die "Ausrottung seiner Gegner" und unter einem ausgesprochenen Niedergang des sozialen und wirtschaftlichen Lebens sein

Ziel erreichte (S.12o). Aus Ehrgeiz verlängerte er den Streit mit U r u g u a y um zwanzig Jahre zum schweren Schaden beider Teile.- C h i l e erlebte in den ersten 1o Jahren seiner Unabhängigkeit 1o Regierungen und drei Verfassungen, bis der blutige Bürgerkrieg von 183o die Konservativen für lange Zeit ans Ruder brachte. "Von 1825 bis zum Ende des Jahrhunderts erlebte die Republik B o l i v i e n abwechselnd Revolutionen und Militärdiktaturen" (S.139). Die sozialen Zustände, besonders die Behandlung der Indianer, hat gegenüber der spanischen Zeit keine wesentlichen Fortschritte gemacht (S.139 f.).- Die Geschichte Kolumbiens im 19.Jahrhundert war erfüllt von Revolutionen und Bürgerkrieg (S.148).- P e r u wurde ebenfalls fortgesetzt durch Staatsstreiche zerrissen und zudem durch den Krieg mit Chile um die Salpeter-Gebiete "völlig erschöpft"(S.152). Die Lage der Indianer in der Gummiregion des Putumayo war um 1914 noch so "grauenhaft", dass europäische Regierungen Einsprache erhoben. Venezuela konnte "nur durch Militärdiktatur regiert werden, die sich oft als feig und willkürlich erwiesen hat" (S.16o). Der Grossgrundbesitz und das Peon-System sind in allen Staaten fast völlig erhalten geblieben.

Diese Tatsachen, die von vorurteilsfreien,nicht-katholischen Gelehrten festgestellt werden, dürften genügen, um die althergebrachte Beurteilung der spanischen Kolonisation, mit der ja notwendigerweise auch ein Urteil über die Stellung der Kirche in Südamerika verbunden ist, etwas zu korrigieren. Trotz vieler Fehler und Sünden haben die Spanier und Portugiesen wirkliche Kolonisationsarbeit geleistet, und die unrühmliche Geschichte der unabhängigen "Republiken" im 19.Jahrhundert öffnet doch das Verständnis für die grossen Leistungen der spanischen Krone in der Befriedigung des gewaltigen Kontinents, der auch heute noch seinem "halbkolonialen" Alter nicht entwachsen ist.

## A u s  Z e i t s c h r i f t e n

Im offiziellen Organ des "Zentralverbandes Schweiz. Dramatischer Vereine" - "D i e  V o l k s b ü h n e" (15.12.194o, Nr.12) schreibt Kaspar Freuler, Glarus,einen Artikel: "Bedenken".

Freuler hat Bedenken gegen den Anschluss dieses Zentralverbandes an die "Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur", weil diese Gesellschaft unter dem Einfluss ihres Geschäftsführers und geistigen Hauptes, Dr. E b e r l e, sich dafür hergebe, "unausgesetzte Arbeit um das Eindringen katholischen Gedankengutes vom Theater aus" zu leisten.

Wenn Dr. Eberle sage: "Das Theater ist Veranschaulichung eines religiösen Glaubens", lege er ausschliesslich den Akzent auf das Wörtchen e i n e s. Die Haltung Dr.Eberles sucht sich der Artikelschreiber so verständlich zu machen: "Der überzeugte Katholik hat die Machtstellung seinesGlaubens zu verteidigen, ihn auszubreiten und zu mehren. Dr. Eberle handelt darnach. Der Grossteil seiner Arbeit gilt der Verbreitung katholischen Gedankengutes. Er stellt die Bühne in die Front des heute in der Schweiz recht intensiven (um nicht zu sagen

aggressiven) Katholizismus, genau wie der Priester seine Predigt, wie der Missionar sein Leben; auch wenn diese Tatsache u.W. noch nie irgendwo zu lesen stand. Taten sind mehr als Worte. Die Kirche ihrerseits stellt ihm freigebigst ihre schönsten Plätze zur Verfügung: Luzern und Einsiedeln. Neben diesen Spielen erscheint die Arbeit an der LA, so ausgezeichnet sie auch war, doch mehr aus Interesse als aus innerer Berufung heraus bedingt gewesen zu sein".

Der Verfasser wehrt sich gegen den, wie er bekannt gibt, geplanten Anschluss der Dramatischen Vereinigung an die Theatergesellschaft. "Ich glaube denn doch, auf die 'Grosszügigkeit', sich als Protestant in den Feldzug unter Dr.Eberles reinkatholischer Führung einspannen zu lassen, kann und soll der Protestant ruhig verzichten". Und allgemein sagt er: "W i r s c h ä t z e n O b e r a m m e r g a u u n d E i n s i e d e l n; a b e r w i r w o l l e n i h n e n z u k e i n e r M o n o p o l s t e l l u n g i r g e n d w e l c h e r A r t v e r h e l f e n in einem Land, in dem neben dem so oft berufenen heiligen Helden Bruder Klaus auch Ulrich Z w i n g l i und C a l v i n und andere gelebt haben".

Was die Theaterarbeit des Dr.Eberle angeht, so hat im Nachwort der Präsident des Zentralverbandes Schweiz. Dramatischer Vereine, W.R. A m m a n n in Olten, den Vorwurf des Glarner Schriftstellers zurückgewiesen: "Die schweizerische Theaterkultur hat ihren Ursprung im geistlichen Laienspiel, und dieses Spiel bestand bereits v o r d e r R e f o r m a t i o n. Eberle ist Theaterwissenschaftler, und die Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur setzt sich in allererster Linie für die Theaterforschung ein. Der Protestantismus hat sich nach seinem Entstehen aus naheliegenden Gründen gegen das Theater gewandt (schon weil es katholischen Ursprungs war). Auch ein Protestant hat sich - wie übrigens der Schreibende es auch tun muss, wenn er theatergeschichtliche Studien treiben will - ohne dass er will mit dem katholischen Theater und katholischen Dichtern des frühern und spätern Mittelalters abzugeben. Auch die spanische Theatergeschichte ist katholisch. Hätte der Protestantismus, nachdem er weite Gebiete eroberte, eine Theaterkultur geschaffen, dann w ü r d e u n d m ü s s t e sich der Theaterwissenschaftler - auch Eberle selbstverständlich - ebenfalls mit dieser Kultur befassen. Er tat es aber nicht, im Gegenteil, er bekämpfte das Theater"

Wenn ein Fachmann so urteilt, und wenn man zudem noch bedenkt, was Freuler auch zugeben muss, "dass die Wiege der Gesellschaft für Theaterkultur in der Innerschweiz stand und dass heute noch ihre Kräfte dort verwurzelt sind", dann ist es doch ein wenig voreilig und ungeschickt, einem Künstler gleich so massiv konfessionell-tendenziöse Nebenabsichten vorzuwerfen.

Wenn eine Theatergesellschaft unmoralische oder nihilistische, wenn sie vielleicht sogar revolutionäre oder sonstwie unschweizerische Theaterarbeit leistet, meldet man keine religiösen oder schweizerischen Bedenken dagegen an. Wenn aber eine Theatergesellschaft uraltes, auf eidgenössischem Boden gewachsenes Theatergut liebevoll hervorholt und in zweifellos künstlerischer und kultureller Absicht bietet, dann meldet man nicht bloss Bedenken an, sondern man wird gleich so - ungeschickt!